

V Im Vorhof

Vor über 30 Jahren erschien die deutsche Ausgabe eines dicken Buches, das zum ersten Male den Versuch unternahm, wenigstens einige der verkappten Religionen als zusammengehörig zu erweisen. Es war der Band: Aberglauben und Zauberei von Alfred Lehmann, dem Direktor des psycho-physikalischen Laboratoriums an der Universität in Kopenhagen, ein Werk, das noch heute z. B. in okkultischen Kreisen als das Hauptwerk mit widerlegender Tendenz gilt. Aber eben durch diese Einstellung geriet Lehmann auf einen Weg, der, wie wir bei Betrachtung des Okkultismus noch im einzelnen sehen werden, in einer Sackgasse enden mußte.

Wer die verkappten Religionen unter den Begriff Aberglauben summiert, übersieht einen wichtigen Zug: das Hinterweltlertum ist immer rationalistisch begründet (auch wenn es tausendmal von den Mysterien des Blutes, dem Unerforschten, dem Okkulten redet). Der echte Aberglaube dagegen ist nie rationalistisch begründet. Er ist kein Ersatz für Religion, sondern ein illegitimer Bruder der Religion; er setzt die Religion voraus und er hängt deshalb in der einen oder anderen Gestalt allen Menschen an. Unmöglich, Karten zu legen, ohne an Gott zu glauben und sei es auch unbewußt. Der Aberglaube sucht keine Methode und keine Erklärung. Er vertraut vielmehr glatt auf das Wunder, in dem Gefühl, daß der Verstand unzureichend sei. Wenn ich glaube, daß ein gefundenes Hufeisen mir Glück bringen wird, so suche ich bensowenig eine Erklärung für diesen Glauben, als für die Existenz Gottes. Ich vertraue einfach. Der Unterschied zur Religion liegt mehr in der Veräußerlichung, als im Geiste oder sittlichen Verhalten. Wenn ich Karten lege, suche ich nicht irgendwelche neuen Gesetze und Lösungen der Welt; sondern ich vertraue — ganz religiös — daß Gott oder eine überirdische Macht die Karten wird so fallen lassen, daß sie nicht lügen. Ich versuche Gott; ich flehe zum Himmel um ein Zeichen; ich versündige mich; aber eben in dieser Versün-

digung erkenne ich — ganz religiös — das Unerforschliche an. Ich erkenne an, daß ich nichts weiß.

So kommt es, daß gerade die großen Menschen abergläubisch sind. Vor einer stürmischen Landtagssitzung in der Konfliktzeit schlägt Bismarck, der Realpolitiker, der Immoralist, der Germane, in dem wirklich, nicht nur auf dem Papier, altes unchristliches Reckentum die herrschende Macht geblieben ist: schlägt Bismarck die Bibel auf und findet die Losung: „Den Weg, den du gehst, werde ich mit dir gehen“ und geht darauf nicht nur froh, sondern geradezu vergnügt in den Kampf. Er wußte, daß man so klug sein kann, wie die Klugen dieser Welt und doch immer vorwärts tappt, wie das Kind ins Dunkle.

Der Hinterweltler, der Verkapptreligiöse, stammt aus dem gerade entgegengesetzten Bezirk. Sein Anfang ist der Besserwiser und die bescheidenste verkappte Religion, die am wenigsten beständige, aber vielleicht auch die am schwersten auszurottende, ist der Geheimtip, der sich auf allen Lebensgebieten findet. Wir haben ihn im Kriege und zwar bei allen Kriegführenden erlebt. Da hatte Hindenburg schon im Frieden die ostpreußischen Sümpfe genau ausgemessen, in die er einstmals die Russen treiben wollte; da bekannten sich die Franzosen zu dem Glauben, die Deutschen hätten schon in Friedenszeiten im Kalk der Champagne geheime Schützengräben angelegt. Besserwiser oder vielmehr Schlimmerwiser erstanden an allen Ecken und Enden. Sie fanden sich im Felde, in der Heimat, im Unterstand, in der Etappe, auf dem Auswärtigen Amte und im Generalstab. Manchmal lag, wie in den größeren verkappten Religionen immer, ein Gramm Wahrheit auf dem Grunde des Geschwätzes. Aber nicht darauf kam es an. Verlockend war vor allem das Gefühl, es besser zu wissen, als die misera plebs, ein Eingeweihter zu sein. Man bekam mehr Selbstachtung, mochte auch die Geheimlösung morgen schon widerlegt sein. Denn übermorgen tauchte bestimmt eine schönere auf; Seifenblasen in allen Farben, meist aber in schwarz, waren ja billig.

Waren? Sie sind es noch heute. In Paris fabuliert man und vielleicht nicht nur aus politischer Berechnung, von Zeit zu

Zeit über den deutschen militärischen Geheimbund „Friedrich Barbarossa“ mit drei Millionen Mitgliedern. Wir Deutschen, die wir wissen, daß das ein Märchen ist, fabulieren statt dessen nicht nur in Romanen, sondern an manchem Biertisch und im ernstesten Männergespräch von dem geheimnisvollen Mittel, das die zu erwartenden französischen Flugzeuge aus der Luft zum Absturz bringen könne und von der Düngemittelerfindung, die unsere Ernten vervielfachen werde — Dinge, die nicht etwa beispielshalber von mir ungefähr erfunden sind, sondern die ich mit eigenen Ohren nicht als Hoffnung (als welche z. B. die Vervielfachung der Ernten bei Leuten auftaucht, die jeder Scharlatanerie so abgeneigt sind, wie etwa Hans Heinrich Ehrler), sondern ganz in der Art des Geheimtipp als eine felsenfeste Tatsache, als schon ganz fertige Rettung, gehört habe. Hier diktiert natürlich das politische Augenblicksbedürfnis manches; wir werden diesen Zug noch öfter antreffen; aber wie vorhin bei Gelegenheit der Betrugsmöglichkeiten ausgeführt: das Bezeichnende daran ist nicht so sehr, daß die Parole kaltblütig erfunden, sondern daß sie warmherzig geglaubt wird. Beseitigt werden kann sie nur, wie jede verkappte Religion, durch eine andere oder, wie wir hoffen wollen, durch echte Religion; nie aber durch Logik. Denn fragt man nun weiter, warum denn der geniale Erfinder nicht mit diesem Mittel herausrückt und uns rettet, so erhält man die Antwort: Ja, einer solchen Regierung wie heute stelle natürlich der Erfinder das Mittel nicht zur Verfügung. Wobei es ganz gleichgültig ist, um welche Regierung es sich handelt; denn der Besserwisser wird gegen jeden Besserwisser sein. Das Eigenartige und Bezeichnende ist, daß er seinen Erfinder nicht trotz des Nichtherausrückens, sondern gerade wegen des Nichtherausrückens für einen patriotischen Mann erachtet. Er ist für Logik unzugänglich geworden; er hat den Übertritt zur verkappten Religion vollzogen, ihre ersten Weihen empfangen.

Das Bedürfnis nach Geheimtun begleitet uns ja von frühester Jugend und nimmt nur später die mildere Form der Exklusivität an. Schüler haben ihre Geheimsprachen, Liebende ihre

Geheimschriften; ein Klub hat sein besonderes Slang und bei allen dreien wird das Geheimnis als süßes oder wertvolles empfunden — auch wenn es durchaus nicht nötig wäre, das Geheimnis zu wahren. Die Sache ist auch mehr als Mummenschanz, nicht mit den Vereinen Schlaraffia und Allotria zu verwechseln. Sie ist viel gewöhnlicher; das heißt viel tiefer verankert. Jeder Beruf, ja jede Passion entwickelt ihren eigenen Wortschatz. Es ist durchaus nicht gesagt, daß diese Fachwörter des Jägers, des Kartenspielers, des Buchdruckers, des Zimmermanns irgendwie bezeichnender sind, als die gewöhnlichen Ausdrücke — obgleich auch das häufig vorkommt —, ihr Urwesen ruht vielmehr darin, daß sie nicht jeder versteht, daß sie den nicht dazu Gehörigen, den Nichteingeweihten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Und daß sie letzten Endes (hier liegt ihr Zusammenhang mit den verkappten Religionen) ein Mittel sind, um sich gegen die Menschheit überlegen zu fühlen. Jeder Lehrling jedes Berufes fühlt sich gehoben, sobald er einmal die Fachsprache beherrscht. Das Merkwürdige bleibt aber, daß diese Erscheinung nicht etwa mit der Gewöhnung verschwindet, sondern sich womöglich noch verstärkt. Hier entsteht sozusagen der Ritus einer verkappten Religion, ohne die Religion selbst.

Aber die Erscheinung bleibt nicht auf Worte allein beschränkt. Der Drang nach Sonderwissen greift auf den Inhalt über. Ich habe vor einigen Jahren schauernd erlebt, daß ein Dichter von gesundem und klarem Urteil bei einem Gespräch über den Faust mir plötzlich klarmachen wollte, daß Marlowes Faust eine viel stärkere Dichtung sei, als Goethes Faust; und daß er diese Meinung mit ganz überraschenden und durchweg richtigen Argumenten verfocht. Alles Einzelne stimmte unzweifelhaft und war gar nicht zu widerlegen; nur hatte er völlig das Gefühl für das Gesamte, für den Abstand zwischen Marlowes akademischem Zauberstück und Goethes Weltraggödie verloren. Der Grund war weniger, daß er von Marlowes recht trockener Arbeit hochentzückt war, als daß er die Meinung über Goethes Faust nicht gelten lassen wollte, weil sie eben die

allgemeine Ansicht darstellt. Ähnliches haben wir gerade auf literarischem Gebiete noch öfter erlebt. Zwischen den beiden Brüderpaaren, die in der modernen deutschen Literatur Ruf erworben haben, hat aus ganz demselben Grunde, dem Drang nach Besserwissen, das Urteil geschwankt. Als Gerhart Hauptmann sich anschickte, sich aus einem berühmten Dichter in eine Art Nationalbesitz zu verwandeln, als er unter viel Aufhebens seinen 50. Geburtstag beging, trat die Reaktion ein: Man fand, daß nicht so viel an ihm sei. Das hätte nun zu einer kritischen Auseinandersetzung, zu einer neuen Beleuchtung seines Werkes und Wertes führen können. Aber die „Eingeweihten“ kürzten damals das Verfahren ab. Sie wiesen weniger auf Gerhart Hauptmanns unzweifelhafte Schwächen hin. Sie tuschelten vielmehr einfach, daß in Wahrheit sein Bruder, Carl Hauptmann, der bei weitem Wertvollere und eben deshalb bis jetzt Unbeachtete sei. Während es sonst immer schwer ist, der Sohn oder der Bruder eines berühmten Mannes zu sein, verschaffte hier das Besserwissen, der Drang nach exklusiver, geheimer Kenntnis dem als Gesamterscheinung herzlich wenig bedeutenden Carl Hauptmann vorübergehend in engeren Kreisen einen beträchtlichen Ruf, ja sogar einen Erfolg. Natürlich konnte er nicht von langer Dauer sein; denn das Geheimnis blieb nicht lange Geheimnis und verlor seinen Reiz. Ganz ähnlich hat es sich auch mit den beiden Brüdern Mann verhalten, nur daß hier der Anticharakter des Denkens der Eingeweihten womöglich noch klarer hervortrat; denn eine Zeitlang galt man als urteilslos und geistig zurückgeblieben, wenn man den zuerst berühmt gewordenen Thomas nicht für unausstehlich und nichtmitzählend hielt. Als Heinrich Mann dann eine Zeitlang einen stürmischen Erfolg hatte, renkte sich allerdings das Urteil bald wieder ein; und während die raschen Bücher Heinrichs das Schicksal aller Films teilen, schnell abgespielt zu sein, sind die Buddenbrooks, trotzdem man heute ihre Soigniertheit und Konstruiertheit deutlich und peinlich empfindet, doch geblieben, was sie waren: viel weniger ein klassisches Werk moderner Sprachkunst, als ein unvergessliches Stück Welt.

Manchmal kommt das Besserwissertum aus Not. Wir sagten oben, daß es ein Irrtum sei, die verkappten Religionen an die Seite von Kokain, Film und Trot zu rücken. Aber die stürmische Verteidigung der Homosexualität, die wir in den letzten Jahren erleben, ist eine verkappte Religion. Auch sie entspringt dem Besserwissen: man möchte gerade im allgemein Menschlichsten, im Verhältnis von Mann und Weib, sich scheiden, Sezession bilden. Beredt trägt Oskar Wilde, der es wissen mußte, in einem Gespräch mit Frank Harris alle Argumente dieser verkappten Religion vor: Vom Schönheitsstandpunkt sei ein Knabe nicht mit einem Mädchen zu vergleichen. Jeder Bildhauer müsse die dicken Hüften und die schwer hängenden Brüste mildern und leichter formen, klein, fest und rund machen. Das Urteil: weibliche Schönheit müsse in Wahrheit heißen: männlicher Geschlechtstrieb. Auch sei ein Jüngling nicht eifersüchtig, sei nur Freund, wolle nichts. Habe nicht, wie eine Frau, Neid und Haß gegen des Mannes Arbeit. Frauen seien Katzen; Jünglinge Männer. Die Leidenschaft einer Frau sei erniedrigend, verlocke unablässig, brauche des Mannes Begierde zur Befriedigung ihrer Eitelkeit noch mehr als zu irgend etwas anderem. Was die gewöhnliche Welt ein Laster nenne, sei kein Laster; nach seinen Begriffen sei es etwas ebenso Gutes, wie es in Sokrates', Cäsars, Alexanders, Michelangelos und Shakespeares Augen (die deutschen Verteidiger fügen hinzu: in den Augen Friedrichs des Großen) war. Erst durch das Mönchtum sei es zur Sünde gestempelt worden; in den romanischen Ländern, wo man der Natur näher stehe, sei es noch immer geduldet; erst die puritanischen Heuchler, die Deutschen und Engländer, hätten es zu einem Verbrechen gemacht. Sie verdamnten jedoch nur die Sünden, zu denen sie keine Neigung verspürten und hießen das Sittlichkeit. Ein Verbrechen sei Homosexualität sicher nicht, denn sie schädige niemand. Und wenn sie eine Krankheit sei, so schienen nur die Höchstorganisierten von ihr befallen zu sein. Der menschliche Verstand sei nicht in der Lage, ein Argument ausfindig zu machen, das eine Bestrafung rechtfertige. Nur die Ungebildeten hätten ein Vorurteil dagegen.

Wildes Freund Harris erwidert, daß der Bildhauer auch am Knabenkörper modeln, die Rippen abrunden, die spitzen Kniescheiben, die breiten Knöchel mildern müsse. Der Jüngling gebe nichts; wenn er nicht eifersüchtig sei, so sei er dafür auch nicht bereit, zu opfern. Wenn er weniger inneren Beschlag auf den Mann lege, so sei er dafür auch nur der sexuellen Freundschaft, nicht der Innigkeit fähig.

Das Vorurteil, das alle Völker, das tausend Menschengenerationen gegen die Homosexualität hegten, das ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und zum Lebensinhalt geworden sei — ein solches Vorurteil, von den Mitgliedern verschiedenster Rassen aufrecht erhalten, zähle mehr, als eine Menge Vernunftgründe; es sei die fleischgewordene Vernunft, durch uralte Erfahrungen bestätigt. Auch den Kannibalismus könne man nicht mit Vernunftgründen abtun; Menschenfleisch sei zarter, nahrhafter und schmackhafter, als jede andere Fleischsorte. Der Grund gegen den Kannibalismus sei nicht irgendein Verstandesgrund, nicht der Gedanke, daß Menschen nicht gemästet und totgeschlagen werden dürften, sondern ganz einfach der gefühlsmäßige Ekel. Der Männerverkehr sei eine „Spielart“ aus der dunklen Vergangenheit, aus dem Abgrund der Zeiten, nicht der Zukunft und nicht dem Licht, sondern der Vergangenheit angehörig. Sokrates sei stolz darauf gewesen, sich der Knabenliebe nie ergeben zu haben. Das Christentum, das die Keuschheit gezüchtet habe, habe damit das sinnliche Verlangen gesteigert und dadurch erst die Frau zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes erhoben. Unsere heutige Leidenschaft sei gegenüber der Knabenliebe der Griechen ungeheuer vertieft.

Wilde fährt dazwischen: Einfältiges Vorurteil; duldsamer werde die Welt und schämen würden sich die Menschen, daß sie ihn, den Vorkämpfer von etwas, das eines Tages allgemein als die höhere Form anerkannt sein werde, durch Zuchthaus gefoltert hätten.

Und nun kommt die Wendung des Gesprächs, um deretwillen es hier ausführlicher wiedergegeben ist; der Punkt, der Wilde schlägt, auch äußerlich, bis zum Verstummen.

Wenn du wirklich geglaubt hättest, sagt ihm Harris, daß die Menschheit auf deiner Bahn vorwärts geht, dann wärest du entzückt gewesen, Galiläis Rolle zu spielen. Anstatt im Zuchthaus ein Buch gegen Lord Alfred Douglas zu schreiben, hättest du ein Buch geschrieben, das dein Tun rechtfertigte. Du hättest laut gerufen: Ich bin kein Märtyrer, kein Verbrecher, ich stehe über euch. Und wenn du deshalb strenger bestraft worden wärest: du hättest dich darüber gefreut: denn das hätte deine Rechtfertigung beschleunigt. Harris fügt hinzu, er halte die englische Prüderie für Heuchelei und er sehe es für möglich an, daß er selbst eines Tages wegen eines „unzüchtigen“ Buches vor Gericht komme. Dann aber werde er nicht wegerklären und wegdeuteln, was die anderen für Unzüchtigkeit halten, sondern es hier noch unterstreichen, und darauf hinweisen, daß alle urteilsfähigen Leute in England und anderen Ländern auf seiner Seite stünden. Und er würde selbst im heutigen England mit einer aufrechten und von seinem guten Recht überzeugten Haltung nicht allein bleiben.

Nicht ein Wort weiß der sonst so beredte Wilde gegen diese Argumentation zu sagen. Sie zeigt auf Wildes Seite schon fast alle Kennzeichen der verkappten Religion; auf Harris' Seite sehr viel von dem, was nicht etwa nur gegen die Männerliebe, sondern gegen jede verkappte Religion anzuführen ist. Auf Wildes Seite das Besserwissen; die an sich richtigen Verstandesargumente; die Umdeutung der Weltgeschichte im Sinne seiner besonderen Monomanie; die dann doch nicht einmal ein paar durchschnittlichen englischen Richtern standzuhalten vermag, denen er zweifellos geistig weit überlegen war; insgesamt: die Gabe, sich wegen eines einzigen Punktes, den man halten muß, rücksichtslos selbst zu belügen. Auf der Seite von Harris den Hinweis auf die „fleischgewordene Vernunft“, auf die Verwechslung von Vergangenheit und Zukunft und endlich vor allem auf eine Brüchigkeit, die sich selbst nicht standhält, auf die furchtbare Verschiedenheit zwischen dem, was die verkappte Religion zu leisten behauptet und was sie wirklich leistet.

Dennoch nimmt insofern die Verteidigung der Homosexualität

unter den verkappten Religionen eine Sonderstellung ein, als sie nicht aus irgendeinem unklaren geistigen Bedürfnis kommt, sondern, wenigstens wo sie eingeboren ist, aus einer ganz offenbaren Not. Not wird Tugend. Es handelt sich hier auf einer höheren und wichtigeren Ebene um denselben Vorgang, der (vor der Krinoline) die Polsterung des Frauenrockes modern machte: Eine Herzogin von Frankreich wollte ihre Schwangerschaft verdecken. Aber der Unterschied zeigt sich eben darin, daß der Homosexuelle zu ähnlichem Zwecke die Betrachtung des ganzen Weltalls, von der Moral und Schönheit bis zum Geschichtsablauf revolutionieren muß. Die Elephantiasis tritt ein.

Dem Bedürfnis, sich ins Geheimnis zurückzuziehen, exklusiv zu werden, Sezession zu bilden, das tief in die Menschennatur gepflanzt ist, steht ein konträres gegenüber: die Sucht, Geheimnisse zu entschleiern oder entschleiert zu sehen. Vom Film, von den politischen Enthüllungen und anderen aktuellen Dingen dieser Sparte wollen wir schweigen. Aber jede Zeitschrift hat ihre Rätselecke; jede Zeitung bringt ihre Kriminalromane.

Mit dem Kriminalroman ist alles Hinterweltlertum verwandt und wir werden auf diese Verwandtschaft öfter zurückkommen. An die Sherlock - Holmes - Novellen aber grenzen ein paar besondere verkappte Religionen an. Ihr Inhalt sind Indizien, ihre heutigen Namen Handschriftdeutung, Handlesekunst, Charakterologie, in früheren Zeiten tritt der Schädel an die Stelle der Hand.

Von außen sehen alle diese Indizien vollkommen einwandfrei aus. Niemand bestreitet, daß sich unsere Eigenarten in der Hand und am Schädel ausprägen. Bei der Handschrift ist das so sehr der Fall, daß sie bereits anfängt, für die Bemessung der Lebensaussicht bei Versicherungen eine Rolle zu spielen. Der Versicherungs - Sachverständige Bruno Kurth hat in der „Umschau“ über Forschungen in dieser Beziehung berichtet. Er ließ sich die Namenszüge der Versicherten von 10 000 Policen vorlegen, ohne zu wissen, wann die Betroffenen gestorben waren. Er versuchte aus ganz bestimmten und verhältnismäßig

auffallenden Merkmalen der Schrift ihre natürliche Lebensdauer zu berechnen. Das Endergebnis war, daß er 75 % richtig berechnet hatte und daß bei den übrigen 25 % die größte Differenz zwischen seiner Angabe und dem tatsächlichen Todesalter sechs Jahre betrug. Ganz klar ist der Bericht nicht. Was ist mit den Verunglückten? (Denn selbstverständlich behauptet der Sachverständige nicht, daß man etwa auf spiritistischem Weg auch einen Tod durch Unglücksfall aus der Schrift voraussehen könne.)

Das Merkwürdige und für dieses ganze Feld Bezeichnende ist nun, daß ohne jede Worterklärung auch der Laie aus den verschiedenen Handschriftproben, wenn er sie unbefangen ansieht, auf die Lebensdauer schließen kann. Es erscheint ohne jede graphologische Untersuchung und Begründung durchaus einleuchtend, daß ein Mann, der so regelmäßig, mit so wenig Brimborium und doch nicht gezwungen schmucklos seine Schriftzüge hinsetzt wie Kant, Aussicht auf eine lange Lebensdauer hat. Den ganz unbefangenen Laien sprechen diese Schriftzüge als ein Sinnbild von Ruhe, Sauberkeit, Vermeidung jedes überflüssigen Aufwandes ohne erzwungene Starrheit an. Aus den darübergesetzten Schriftzügen des jung verstorbenen Märchendichters Hauff spricht das Gegenteil zum Unbefangenen; der Mann nutzt sich rasch ab. Das einfache Anschauen der Schriftzüge ist einleuchtender, als die ganze Beweisführung Kurths, auch wer von Kant und Hauff gar nichts weiß, würde unbedingt, ohne daß er sich über die Gründe im mindesten klar zu werden braucht, Kant die längere Lebensdauer (das heißt die geringere Abnützung) zusprechen.

Tatsächlich üben wir und durchaus nicht nur in den Eindrücken, die wir von der Handschrift erhalten, an jedem Tag, der uns mit Menschen zusammenführt, die Kunst aus, aus seiner äußeren Erscheinung auf sein Inneres zu schließen. Das geschieht ganz unbewußt; ein guter Teil unseres Zusammenlebens mit Menschen beruht darauf.

Aber, wird man einwenden, dieses gefühlsmäßige Schließen, daß es unserem Freunde Müller nicht besonders gut gehen kann,

weil er sich schlecht hält, führt zu gar nichts Bestimmtem. Die Handlesekunst, und das eben angeführte graphologische Experiment hingegen haben ganz bestimmte Resultate.

Es fragt sich, ob das richtig ist. Wenn wir, uns auf den Gesamteindruck des Menschen verlassend, zu keinen bestimmten Ergebnissen kommen, dann wahrscheinlich, weil der betreffende Mensch in seinem Inneren und in seinem Äußeren nicht bestimmt ist; die meisten Menschen haben die meiste Zeit lang keine Besonderheiten. Aber Kurth rechnet doch das Todesjahr in drei Vierteln der Fälle richtig, für den Rest mit kleiner Abweichung. Stimmt; doch wer sagt uns, ob nicht ungefähr dieselbe Prozentzahl herauskommt, wenn man die Policen auf Grund von Schlüssen aus der Mortalitätsstatistik überarbeitet hätte. Wenn mein Physiklehrer nicht gelogen hat, oder mich die Erinnerung nicht täuscht, dann war es ja noch vor 15 Jahren in der wissenschaftlichen Wetterkunde so, daß sie ungefähr 50—60 % Treffer hatte; während man 75 % Treffer erhält, wenn man einfach und ungescheut für morgen die Witterung von heute ansagt.

Trotzdem könnten, gerade wenn man eben gezogene Schranken sich vor Augen hält, Schlüsse aus der Hand, aus der Schrift, aus dem Schädel vielleicht ganz ähnlich wertvoll werden, wie es die Wetterkunde geworden ist; wenn nicht Graphologie, Chiromantie, Phrenologie inzwischen zur verkappten Religion entartet wären.

Das geschieht durch zweierlei. Einmal durch Monomanie, durch Überwertung eines einzigen Zuges. Die Hand allein, der Schädel allein, soll dem zünftigen Deuter alles über den Menschen sagen. Ja, die Monomanie neigt noch weiterhin zur Verengung, und in einigen Jahren könnten wir vielleicht neben den Chiromanten eine Schule von Gläubigen erleben, die nur die Art, wie ein Mann beim Rauchen seine Zigarre hält, als aufschlußreich für sein Wesen gelten läßt. Die Anfänge sind schon da; die Zeitungen bringen schon kleine Feuilletonnotizen darüber, wobei es gut ist sich zu erinnern, daß auch die verkappten Religionen, die heute in den Leitartikel aufgerückt sind, sich

anfangs mit kleinen, halb spöttischen unterhaltlichen Notizen begnügen mußten.

Viel stärker aber spricht sich der Wandel zur verkappten Religion in einem zweiten Zug aus. Hand, Schrift, Schädel sollen nicht nur über die gewöhnliche, auch aus dem Gesamteindruck abzulesende Art des Menschen etwas berichten. Nein, gerade das sollen sie offenbaren, was er verbergen will oder selbst nicht weiß. Es wird hier nicht, wie wir es alle täglich tun, ein Eindruck festgestellt und ins Bewußtsein erhoben; es werden Einzelheiten gedeutet. Das Geheime, das Geheimste soll heraus, der Mensch soll enträtselt werden. Das ist die Erwartung, von der man ausgeht, wenn man sich diesen Gebieten zuwendet: nicht das Gewöhnliche, sondern etwas Besonderes, Verborgenes zu erfahren. Hier kommt das Hinterweltlertum ins Spiel.

Die Indizien des Sherlock Holmes sind demgegenüber nur von dieser Welt. Er bringt es bis zum Gedankenlesen; aber nur bis zum Lesen solcher Gedanken, die der andere so klar und kräftig gedacht hat, daß sie sogar in seinem Gesicht, in seinen Bewegungen Ausdruck finden. Er deutet nicht, er beobachtet; er bringt nichts heraus, was dem anderen selbst ein Geheimnis wäre. Nur die Art, wie er es herausbringt, mutet geheimnisvoll an; aber auch das nur so lange, als er den einfachen Zusammenhang nicht erklärt. Er ist auch viel „breiter“; der ganze Mensch und seine Umgebung sind Feld für seine Beobachtungen und deshalb muten seine sehr simpel zustande gekommenen Resultate wunderbarer an als die der Deuter.

Diese Letzteren sind klug genug, das zu sehen und in einzelnen Fällen auch tapfer genug, es offen einzugestehen. Eine moderne Chiromantin, Frau Naval, meint am Schluß ihres Buches ganz aufrichtig, daß nun auf der letzten Seite der Leser wohl gar nichts mehr wisse, jedenfalls weniger als in der Mitte des Buches, geschweige denn am Anfang. Sie redet ihm jedoch zu, den Mut nicht zu verlieren, mit der Zeit werde er die Hand schon lesen lernen. Das heißt, sie reduziert ihre Regeln auf Intuition, auf den Instinkt, den jeder von uns nur halb bewußt, aber deshalb nicht weniger klar hat, wenn er eine fremde Hand

ansieht oder auch nur zum erstenmal einen Händedruck von einem Menschen empfängt.

Schon vorher hat sie aufschlußreich die Übereinstimmung zwischen ärztlicher Diagnose und Handlesekunst nachgewiesen. Der Arzt deutet rosige Hände auf gute Blutzirkulation und damit freudigen lebendigen Charakter. Die Deutung der Handleserin lautet im gleichen Falle: guter Charakter, gesund, lebhaft, offen. Aus roten Händen diagnostiziert der Arzt auf Hyperämie; daraus resultierend: zorniges Temperament, Genießer. Die Deutung der Handleserin ist: genußsüchtig, laut, zornig, fröhlich. Über blaue Hände sagt der Arzt: Herzkrankheiten, Schwermut, Schwerlebigkeit, Melancholie, Mißgunst; die Handleserin: melancholisches Temperament, grüblerisch, still. Man braucht die Parallele nicht fortzusetzen. Denn jeder von uns wird ohne weiteres dieselben Schlüsse ziehen wie Chiromantin und Arzt. Ja, der unbefangene Mensch wird zu viel sichereren Schlüssen kommen. Denn er sieht, wann rote oder blaue Hände auch vom Erfrieren, von der Arbeit im kalten Wasser oder ähnlichem herrühren. Er ist der Chiromantin über, dadurch, daß er den ganzen äußeren Menschen beobachten kann; und wenn der Arzt seinerseits dem Laien überlegen ist, dann darum, weil er seine Diagnose Herzkrankheit oder Hyperämie durchaus nicht nur auf rote oder blaue Hände stützt, sondern auf viel sicherere, eindeutige Anzeichen.

Noch deutlicher tritt die Überlegenheit des gewöhnlichen Menschen über den Deuter zutage, wenn der letztere versucht, die Monomanie zu umgehen und alle Beobachtungsflächen am Menschen zu einem System der Charakterologie zusammenzufassen. Es kommen dann unbestreitbar richtige Resultate zustande, die von einer grauenhaften Banalität sind. Volles rundes Kinn mit Grübchen bedeutet Güte; hohe breite Brust bedeutet Mut und Stärke; graue Augen bedeuten Lebhaftigkeit, Festigkeit, Härte; die ewig Lächelnden sind gefährlich; lange Nägel reden von Intelligenz ohne Tatkraft. Alles das wissen wir, ohne es uns zum Bewußtsein zu bringen mit treffender Sicherheit, sobald wir einen Menschen ansehen. Wir wissen sogar mehr,

weil wir ihn insgesamt, als Lebewesen, nicht als Summe betrachten.

Das Verfahren ist also folgendes: man stellt zu den Regeln Schlüssel auf, die uns das Geheimnis jedes Menschen durch seinen äußeren Anblick erschließen sollen; die Regeln sind meist vollkommen einwandfrei, aber völlig banal; und am Schluß läuft, ebenfalls ganz richtig alles darauf hinaus, daß die Intuition die einzelnen Beobachtungen zusammenfassen muß, um zu einem Eindruck und Urteil zu gelangen.

Der Chiromanten- oder Graphologenschüler ist also so klug als wie zuvor.

O nein! Denn inzwischen hat er in der Monomanie und in der Deutung, die ihn hoffen ließen, hinter das Geheimnis des Menschen zu kommen, den Übertritt zur verkappten Religion vollzogen. Er ist nun nicht mehr so klug wie jeder von uns, der auf den Anblick eines Menschen mit einem Eindruck reagiert, und, bei genügendem Interesse, sich diesen Eindruck zu festigen, ihn in ein Urteil zu wandeln versucht; er ist viel enger geworden. Denn er achtet nur noch auf einen Punkt und da er weiß, was dieser Punkt nach den Regeln bedeutet, so verliert er nicht nur die Unbefangenheit, sondern auch die Fähigkeit zur wirklich scharfen Analyse, die ja durch die Formel vorweggenommen ist.

Das Ergebnis wird sich noch oft wiederholen: die verkappte Religion macht, was, unbefangen gesehen, sinn- und wertvoll hätte sein können, sinnlos. Der Handschriftdeuter (natürlich nicht zu verwechseln mit dem wissenschaftlichen Schriftsachverständigen, der z. B. die Identität zweier Handschriften feststellt), der Handleser, der Phrenologe leisten tatsächlich weniger, als der unbefangene Mensch. Das Aufsichwirkenlassen des ganzen Menschen, das Nichtdeuten, das Nichtserwarten löst das Rätsel (wenn der beobachtete Mensch eines hat) viel gründlicher, als die monomane Deutung des Hinterweltlers. Ganz unliebenswürdig könnte man sagen, der letztere sei nicht nur unter dem Menschen, er sei auch unter dem Hund. Der Instinkt eines Karo oder Nero für oder gegen Menschen kann verlässlicher sein als die Regeln des Entschleierers. Hat der letztere Er-

folge, dann erst in dem Augenblick, wo er alle seine Regeln wieder vergißt, sie im Instinkt zusammenfaßt. Aber dann waren ja doch die Regeln vielleicht nützlich? Ja. Für Leute, deren Reaktionsfähigkeit auf Menschen von Haus aus anormal schwach ist.

Daß die Deutung weniger wichtige und weniger sichere Ergebnisse erzielt, als die Unbefangenheit, ist klar, wahrscheinlich sogar den Deutern selbst. Denn dem Hinterweltler ist die mystagogische Operation viel fesselnder, als das Ergebnis. Das ist der Grund, weshalb er von ihr nicht läßt.

Das tritt besonders stark in den Zahlenspekulationen hervor. Ein Philosoph oder Mathematiker kann das ganze Weltall in Zahlen aufgehen lassen, kann alle Harmonien und Disharmonien des Kosmos im Zahlenreich wiederfinden, ohne daß er deshalb aus seiner Spekulation eine verkappte Religion zu machen braucht. Zahlen sind ihm Symbol der Welt, nicht Deutung der Welt. Und das äußere Anzeichen dafür ist, daß er mit unbekannten Zahlen arbeitet. Der echte Zahlenmystagoge dagegen, arbeite er nun an der Kaballa oder wie Max Eyths köstlicher Märchenheld an der Cheopspyramide, benennt letzten Endes immer seine Zahlen. Er will wirkliche Verhältnisse damit erschließen, will hinter etwas kommen. Seine Zahlenspekulationen entspringen nicht mehr nur, wie die alten Zahlenspekulationen, der Lust am Geheimnis oder dem theokratischen Bedürfnis, eine überlegene, dem Gewöhnlichen unzugängliche Stellung zu wahren; sie sollen praktische Ergebnisse haben, die allerdings ein reiner Irrgarten sind und etwa vom fünften Weltalter, dem arisch-germanischen Weltalter bis zum endlichen Sieg Deutschlands im Jahre 1934 gehen. Zahlen sind das geduldigste Material für jede Deutung, deshalb ist vielleicht die Zahlenspekulation reicher und älter, als jede andere verkappte Religion. Sie wechselt ewig die Formen und Bedeutungen, ohne aber das Wesen zu wechseln. Wenn ich in einer Geheimschrift den Buchstaben u habe, dann kann dieser Buchstabe höchstens die 24 anderen Buchstaben des Alphabets bedeuten. Was kann dagegen nicht alles die Zahl 3 bedeuten? Zwischen der Trinität Gottes

und der Liebe in 3 Tempi gibt es kein Ding zwischen Himmel und Erde, das sie nicht bedeuten könnte. In den Zahlen läßt sich alles deuten und alles verknüpfen. Deshalb ist es hier unlohnend, auf das Einzelne einzugehen.

Nur eine Sache mag hervorgehoben sein. Soweit ich sehe, schreiben fast sämtliche Zahlenmystiker den ungeraden Zahlen, den nicht teilbaren, eine geheimnisvolle Kraft zu und betrachten sie sozusagen als Urzahlen. Eine Deutung, der ohne weiteres jeder lebensvolle Mensch nahekommen wird, denn auch er empfindet sein Leben als etwas nicht weiter Zurückführbares und als etwas, das nicht ohne Rest aufgeht, das nicht glatt ist. Das Merkwürdige dabei bleibt nur, daß die Zahlenmystagogen, die diese ganz kluge Einsicht haben, auf der anderen Seite doch versuchen, das Geheimnis des Lebens zu errechnen, aus der Zahlenspekulation praktische, ja sogar handfeste Resultate zu errechnen.

Wenigstens auf ein besonderes und in gewissem Maße anerkanntes Werk moderner Zahlenspekulation sei hier kurz eingegangen, auf das, was Wilhelm Fließ als den „Ablauf des Lebens“ bezeichnet und womit er den Grund legen will zu einer exakten Biologie. Seine Grundbehauptung besagt, daß der Mann ebenso bestimmte Lebensperioden hat, wie die Frau; bei der Frau seien es im Regelfalle 28, beim Manne 23 Tage und beide Perioden könnten miteinander abwechseln. Er zieht praktische Folgerungen: auch der Mann sei in seinen „kritischen Tagen“ ebenso unsicher und schwach und solle ebensowenig Wichtiges und Schweres unternehmen, wie die Frau während ihrer Menses.

Man horcht gespannt auf. Dagegen spricht höchstens, daß eine so elementare Sache durch die Jahrtausende unentdeckt geblieben sein sollte; daß selbst Fließ keinen Mythos, keine Sage, kein Märchen, kurz keine überlieferte Ahnung anführen kann, die für das Gesetz spräche. Dafür spricht, daß beide, Mann und Frau, Menschen sind; daß irgendwo, auch im Ablauf ihres äußeren Lebens, eine Verknüpfung, ein Äquivalent zu den weiblichen menses durchaus zu erwarten ist. Man nimmt also das

Buch gespannt in die Hand und folgt, durchaus geneigt, etwas Neues und Grundlegendes zu erfahren, den Ausführungen. Wenn etwa Goethes und Bismarcks Lebenslänge und sogar noch ihr Unterschied auf Produkte aus 23 und 28 zurückgeführt wird, dann wartet man aufmerksam, was nun weiter kommt. Wenn aber noch auf den gleichen Seiten so komplizierte Zahlenbildungen auftauchen, wie $\frac{28^2 + 23 \times 28}{4}$ wenn ferner noch das halbe oder ganze Jahr hinzugenommen wird, wenn dann noch die Differenz aus 28 und 23, die Zahl 5, und die Summe aus beiden, die Zahl 51, besondere Bedeutung erhalten, so wird nur noch der Mathematiker entscheiden können, ob und inwieweit es möglich ist, in jeder beliebigen Zahl diese magischen Zahlen wieder auftauchen zu lassen. Wenn sich aber dann der Verfasser noch die Freiheit nimmt, nach Bedarf je die Zahl 1 zuzusetzen oder abzuziehen und mit den so gewonnenen Summen, Differenzen, Produkten, Quotienten und Potenzen (Wurzeln sind das einzige, was, soweit ich sehe, nicht vorkommt) weiter zu rechnen, dann dürfte nicht nur die Biologie, sondern auch die Exaktheit einigermaßen in die Brüche gegangen sein. Das Werk von Fließ enthält keine verkappte Religion und hat, soviel ich weiß, keine Gemeinde mit besonderem Ritus gebildet; aber es zeigt schlagend, wie hoch hinauf heute die Methoden der Mystagogie gehen, auf welche Probleme sie angewendet werden.

Die Zahlenmystagogie ist, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, verkappte Religion an sich; es fällt daher dem, der nicht von Hause aus die seelische Disposition dazu besitzt, besonders schwer, sich in sie hineinzudenken und hineinzufühlen. Ich möchte deshalb auch nicht behaupten, daß durch die Ausführungen auf den vorigen Seiten der Stoff auch nur in den hauptsächlichen Punkten kritisiert ist.

Auf festerem Boden dagegen befinden wir uns wieder bei Betrachtung der Versuche, den großen Dichtwerken der Weltliteratur, etwa dem Hamlet und dem Faust, einen besonderen,

verborgenen Sinn, einen Sinn hinter der Welt unterzulegen. Es ist dabei ganz gleichgültig, welches der Schlüssel sein und wie die Wahrheit hinter der geöffneten Türe aussehen soll. Alle diese Versuche verkennen nämlich von Grund aus das Wesen der Kunst. Während sie vermeinen, ihr erst den höchsten Sinn und die höchste Weihe zu geben, drücken sie sie auf die Stufe eines philosophischen Kryptogramms herab.

Gerade die Kunst ist vortrefflich geeignet, um ganz klar den Unterschied zwischen Religion und verkappter Religion, zwischen Überweltlertum und Hinterweltlertum zu erweisen. Stärker als jeder von uns fühlt der Künstler, daß er und sein Werk zwischen zwei Geheimnissen stehen, daß es aus dem Geheimnis kommt und in das Geheimnis mündet. Aber worin besteht der Wert seines Werkes, wenn nicht gerade darin, den Mitfühlenden auf einen Augenblick das Geheimnis zwar nicht zu lösen — das ist auf dieser Erde unmöglich —, aber doch das Mysterium sichtbar, sinnfällig zu machen? Kunst, möchte man sagen, ist die einzige Form der Aufklärung, die die Ehrfurcht nicht vermissen läßt, die nicht vergewaltigt. Selbst wertvolle, neuere Dichter fallen, und durchaus nicht nur aus Mode, auf alle Arten von Mystagogie hinein. Das ist erklärlich, denn sie fühlen sich als Menschen, deren Künstlertum endlich nach so vielen Jahren einer herzlich unbefriedigenden Literatur nicht mehr aus dem Kopf, sondern aus dem Blut aufsteigt — und sie sind es auch. Sie glauben, in der Anerkennung der Intuition, die ja aus dem gemeinen Leben verbannt zu sein scheint — trotzdem sie es glücklicherweise nicht ist — eine Stütze zu finden. Sie bedenken und fühlen dabei nicht, daß verkappte Religion, welcher Art auch immer, viel kunstfeindlicher ist, als Aufklärung und Wissenschaft. Leugnen letztere das Geheimnis aller großen Kunst, indem sie sie von der Erde lösen, ihr Ursprung und Boden entziehen, sie von Haus aus zum Selbstzweck machen (was doch erst auf das vollendete Werk zutrifft), so sehen die verkappten Religionen, wenigstens in diesem Punkt konsequent, in jeder Kunst nur noch das Gefäß für mehr oder minder düsteres Rauschgetränk.

Während es doch gerade der höchste Wert der Kunst ist, für einen Augenblick aus dem Geheimnis hinauszuführen. Das große Werk kommt aus dem Geheimnis und mündet darein; aber das Entscheidende bleibt, daß es den dunklen Strom, den wir Leben heißen, auf eine kurze Strecke weit erhellt. Kunst und Mystagogie sind Feinde. Weil der Künstler Mystiker ist, darf er nicht Mystagog sein wollen.

Nicht hinter den Worten, nein, in den Worten jeder großen Dichtung liegt ihr Geheimnis.

Der du von dem Himmel bist,
 Alles Leid und Schmerzen stillest,
 Den, der doppelt elend ist,
 Doppelt mit Erquickung füllest,
 Ach, ich bin des Treibens müde!
 Was soll all der Schmerz und Lust?
 Süßer Friede,
 Komm, ach komm in meine Brust.

Über allen Gipfeln
 Ist Ruh,
 In allen Wipfeln
 Spürest du
 Kaum einen Hauch;
 Die Vögelein schweigen im Walde.
 Warte nur, balde
 Ruhest du auch.

Daß diese 16 Zeilen der beiden Gedichte mehr geben, als den dürren Gedanken, der Mensch ist friedlos, aber am Ende kommt doch der Friede, ist jedem klar. Aber der Unterschied besteht durchaus nicht mehr im Ästhetischen. Nicht nur darin, daß Goethe den Gedanken so sagen kann, daß er uns überzeugt. Im Gegenteil, er braucht uns gar nicht zu überzeugen. Es könnte einer ganz entgegengesetzter Ansicht sein. Es kann einer sich fanatisch ans Leben hängen und sich ganz naiv vor dem Sterben fürchten. Es kann einer von der Seligkeit des Daseins erfüllt sein und den Tod als den Übergang ins Nichts hassen. Dennoch leuchtet ihm in diesen kurzen Zeilen etwas auf, das sich jedem Widerstand abweichender Meinung entzieht. Und das nicht an-

ders ausgesprochen werden kann, als es Goethe ausgesprochen hat. Der Deutung ist es aus dem einfachen Grunde unzugänglich, weil es selber schon Deutung ist, aber im Unterschied zu der Mystagogie eine Deutung, die ihre Gewißheit und Bestätigung in sich selbst hat.

Simpler gesprochen: Wenn das Geheimnis, das Goethe hier offenbart, auch in anderen Worten ausgedrückt, dem Begreifen noch näher geführt werden könnte, als es die 16 Zeilen tun, dann wäre, ganz menschlich mit Reuters Frau Pastorn zu reden, Goethe selbst wohl der Nächste dazu gewesen. Der einzige, der es könnte, wäre ein Dichter, noch erfüllter, als Goethe war. Also gerade das Gegenteil vom Hinterweltler.

Trotzdem ist der Letztere entschuldigt, wenn er sich an den zweiten Teil des Faust heranmacht. Daß er das mit einem Schein rechtens kann, ist die denkbar schärfste effektive Kritik am zweiten Teil, viel schärfer als diejenige, die etwa Friedrich Theodor Vischer geübt hat. Obgleich man in diesem Zusammenhang darauf hinweisen muß, daß auch im zweiten Teil das Wort Hineingeheimnissen, das Goethe braucht, nur auf die privaten Einzelheiten seines Lebens und Denkens Bezug hat; so daß der biographisch-philologische Kommentator der einzige ist, der den zweiten Faust tatsächlich „enträtseln“ kann. Der „Deuter“, der Hinterweltler, der aus ihm eine verkappte Religion macht, kann das nicht. Denn es passiert ihm das Unglück, als Deuter viel zu komplizierte Deutung zu suchen. Und darob und über seiner verkappten Religion die wirkliche Religion des Faust zu übersehen, die etwa ganz simpel lautet: Fürchte dich nicht vor dem Leben; arbeite, so wird dir solches alles zufallen; nur der verdient sich Freiheit und das Leben. Dieser Weisheit letzter Schluß, den Goethe sogar in verhältnismäßig trockenen Worten gibt, enthält natürlich nicht das Geheimnis des Werkes. Das ist nicht zu deuten. Goethe war der Nächste dazu und der Vorwurf gegen ihn lautet, daß er es in seinem Alter nicht mehr sinnfällig machen, dem Zugriff hinterweltlerischer Deutung nicht entrücken könnte.

Shakespeare hingegen trifft nicht die gleiche Schuld. Und

doch hat sich an ihm Zeichendeuterei in großem Ausmaß betätigt in der Behauptung, Shakespeare ist Bacon, ist Rutland, ist auf jeden Fall jemand anders, als der William Shakespeare aus Stratford, eines halbbankerotten Handwerkers Sohn, der in seiner Jugend wild liebte, sich kopflos verheiratete, nach London floh, unter die Komödianten lief und es dort durch Schiebungen und Auskauf von Teilhabern zum reichen Mann brachte. Daran ist soviel wahr, daß das, was wir vom Leben des Schauspielers und Direktors Shakespeare wissen, nicht recht zu seinen Dramen stimmt. Die Baconianer haben ganz recht mit der Behauptung, daß dieser Dichter nicht nur die traumwandlerische Sicherheit des Genies, sondern auch die durch keine Begabung zu ersetzende Sicherheit guter Erziehung und beherrschender Stellung hat; daß in ihm nirgends ein Parvenuzug durchbricht (nimmt man etwa Hebbel oder Wagner zum Vergleich: wie auffällig sind da die Züge des Heraufkömmlings). Nicht umsonst ist Shakespeare von Bismarck geliebt worden; vielleicht weniger ob seiner Dämonie, als wegen der politischen und festen Form, in die sie gebändigt ist. Shakespeare war kein übermenschlicher Romantiker; er war Politiker und Gesellschaftsmensch: der einzige Dichter, der Könige königlich dargestellt hat. Er bändigt, ganz wie Bismarck, Dämonie zu einer nicht nur politischen, nein, diplomatischen, ja höfischen Form. Die Einzigartigkeit dieses Dichters beruht darin, daß hier ein Genie sich gegenüber der äußeren und inneren Form vollkommen loyal verhält, vollkommen verbunden bleibt mit seiner Zeit und Wirklichkeit, ohne sich den geringsten Zwang anzutun und sich doch, soweit wir vermuten können, denn der „Sturm“ läßt auch andere Schlüsse zu, vollkommen auslebt. Niemand nach ihm hat das in dieser Weise zustande gebracht. Shakespeare zwingt nie, wie die echten Romantiker immer, die Form, wird nie zum Revolutionär. Gerade das aber wäre nach den wenigen von ihm bekannten Lebensdaten zu erwarten gewesen. Hier steht kein Parvenu, auch kein Heraufkömmling ganz großer Art, von dessen Zügen selbst Goethe in Dichtung und Leben nie frei geworden ist. Hier steht ein Dichter, der, Gott ähnlich, an die

Welt keine Wünsche mehr hat und an dem deshalb das Wunder jenes schönen indischen Spruches geschieht: Wer ohne alle Begierde ist, dem enthüllt die Erde ihre Schätze, so verbirgt auch eine Mutter ihren Leib nicht ihren Kindern. Der Londoner Theaterspekulant war nach dem wenigen, was wir von ihm wissen, beinahe etwas wie ein übertriebener Gegenpol zu dieser Art; schwer, ohne weiteres zu glauben, daß er die Stücke gemacht hat.

Soweit sagen die Shakespeare - Mystagogen nicht nur etwas Richtiges, sondern sogar die Wahrheit. Und auch ihre weitere Behauptung stimmt, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, wer die Werke geschrieben hat. Gelegentlich versteigen sich selbst Shakespeare-Biographen zu der versteckteren oder offeneren Behauptung, daß es geradezu ein Glück ist, daß wir keine Shakespeare-Philologie nach Art der Goethe-Philologie hätten. Sie mischen dadurch seltsam Wahrheit und Irrtum. Denn wenn der Stratforder Emporkömmling, spenglerisch zu reden, der Reinhardt des angehenden 17. Säkulums, der in seiner ganzen ausgeprägten Art auch eine große Begabung war, nur eben auf ganz entgegengesetzte Weise, wie der Dichter Shakespeare — wenn dieser Ausreißer aus Stratford wirklich diese Werke geschrieben hat, dann besteht allerdings paradoxerweise gerade bei dem größten realistischen Dichter, den wir haben, die Annahme zurecht, daß Kunst und Künstler mit irdischen Verhältnissen gar nichts zu schaffen haben, daß das Genie nicht nur vom Himmel fällt, sondern auch weiterhin über der Erde schwebt, daß sein Leben ihm gar nichts gibt, daß er mit dem ersten Atemzuge fertig ist; jene Familienblattauffassung, welche im Künstler einen traumwandlerischen, leichtsinnigen Hund mit Weinlaub im Haar sieht. Das ist selbst praktisch nicht ganz unwichtig; denn vermöge dieser Auffassung kann sich auch fürderhin jeder Jüngling, der schreiben gelernt hat, kraft der neuesten Bohême-Mode, sie heiße nun lange Locken, Eleganz oder okkultes Priestertum, als Genius fühlen. Die Shakespeare-Mystagogen sagen sicherlich zu viel, wenn sie behaupten, daß Shakespeares Werke heute in falscher Beleuchtung stehen. Denn

einem Leser oder Schauspieler, der vor dem lebendigen Eindruck eines Shakespeareschen Stückes noch zu Spekulationen Zeit findet, verschließt sich das Geheimnis des Werkes. Nicht für die Wirkung der Shakespearedramen, die für sich selber eintreten können, aber für unsere Auffassung von Kunst überhaupt ist die Frage nicht unwichtig. Wie bei fast allen verkappten Religionen liegt hier ein Kern Wahrheit.

Der jedoch rasch verschwindet, wenn die Baconianer mit ihren Beweisen anfangen, daß der Jüngling aus Stratford der Sohn eines Gerbers gewesen sei. Ein vortreffliches Argument gegen seine Urheberschaft dieser Dramen. Nur daß sie nichts richtiges damit anzufangen verstehen. Denn sie hängen ihm dazu noch Vorwürfe, wie Dieb, Mörder und Ehebrecher an, die zur dämonischen Seite seines Werkes ganz gut passen und eher seine Autorschaft beweisen würden, als seine Nichtautorschaft.

Da sie zu besessen sind, um aus der Art der Werke selbst Vermutungen auf die Nichtautorschaft wahrscheinlich zu machen, so verfallen sie auf ein System von tausend kleinen Aushilfen. Sie sagen: dieser Dichter muß Rechtskenntnis besitzen oder italienisch verstanden haben; folglich kann es nicht der ungebildete Schauspieler gewesen sein. Aber die Gegenseite hat vollkommen recht, wenn sie folgert: dieser Dichter muß italienisch verstanden haben, folglich ist Shakespeare in Italien gewesen. Strecken seines Lebens liegen ja im Dunkel und die Chronologie der Werke beruht größtenteils auf Vermutungen.

So werden denn selbst die Shakespeare-Mystagogen schließlich zu der rechten Erkenntnis gedrängt, daß in dieser Gleichung alle Größen unbekannt und zweifelhaft sind, bis auf die Werke.

Und bei dieser richtigen Erkenntnis, die, richtig angewandt, mindestens eine Diskussion der Frage ermöglichen würde: bei ihr setzt nun der Schluß- und Groteskakt der Shakespeare-Mystagogie ein, nicht Shakespeare, nicht Bacon, nicht Rutland, sondern das, worauf es ihnen ankommt: die Entzifferung der Geheimschriften. Alle Jahre werden ein Dutzend neue Systeme entdeckt, in allen Sprachen und in allen Ländern.

Den einfachen Gedanken, daß man aus einem Material von einigen hunderttausend Versen (die sich durch Hinzuziehung und Vergleichung der verschiedenen Ausgaben noch bequem vervielfachen lassen, ohne noch die Willkürlichkeiten der Schreibweise und die Druckfehler zu rechnen, die buchstäblich erlauben, zwecks Lösung ein X für ein U zu lesen) alles herausdeuten kann, was einem paßt — diesen einfachen Gedanken halten Entdecker und Entdeckerinnen ängstlich von sich fern. Das hat seine Ursache. Die Frage löst sich vollständig von Shakespeare, von Bacon, wird verkappte Religion. Der Entzifferer spinnt sich so in seine Entdeckungen ein, daß er das Ziel ganz aus dem Auge verliert. Er landet zuletzt nicht bei einem mit seltsamen Mitteln durchgeführten Beitrag zur Literaturgeschichte, sondern glatt bei einer Poeschen Novelle, die jedoch den Nachteil hat, viel dickleibiger zu sein und der Glasklarheit des Detektiverfinders völlig zu ermangeln. Was Shakespeare, was Bacon; der Detektiv und seine Künste sind die Hauptsache.

Auf diese Art ist eine leidlich wichtige und fesselnde literarhistorische Frage so diskreditiert worden, daß heute einiger Mut dazu gehört, überhaupt in ihr noch ein Problem zu sehen; während doch auf der anderen Seite der Widerspruch zwischen den spärlichen Lebensstatsachen und der Art der Werke nicht wegzubringen ist.

Aber dieses Kapitel ist vielleicht schon zu lang. Denn alle hier erwähnten Felder haben ja nur als Vorhof zur verkappten Religion Bedeutung. Wer als Chiromant vielleicht ganz vernünftig und liebhaberisch anfängt, wird wahrscheinlich als Spiritist oder Theosoph enden. Mindestens die Tore des okkulten Tempels haben sich vor ihm aufgetan. Und wer an der Frage Shakespeare-Bacon den Rauschreiz der Entzifferung von Geheimschriften kennengelernt hat, der ist eigentlich schon mitten in der magischen Welt und nicht mehr fähig, Dinge zu scheiden, sie dafür aber ganz nach Lust und Willkür und doch immer mit Verstand, ja sogar mit einem ungeheuren Aufwand von Verstand zu verbinden.